

Briefe eines Schweizerarztes [Fortsetzung]

Autor(en): **Stierlin, Eduard**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Das Rote Kreuz : offizielles Organ des Schweizerischen Centralvereins vom Roten Kreuz, des Schweiz. Militärsanitätsvereins und des Samariterbundes**

Band (Jahr): **21 (1913)**

Heft 4

PDF erstellt am: **11.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-546075>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

leiter, in hier, sei für seine mühevoll aufopfernde Arbeit, die er während 87 Stunden des Kurses mit wahrer Freude und Liebe darbrachte und auch für das viele Gute, das er dem hiesigen Samariterverein während seinem zehnjährigen Bestehen geleistet hat, den wohlverdienten Dank ausgesprochen. Möge das Saatkörnlein, das unser lieber unermüdblicher Kursleiter Herr Dr. med. Ed. Schneller in die Kurssteilnehmer ausgefät hat, auf fruchtbaren Boden gefallen sein, zum Wohle des Samariterwesens. Hoffen wir, daß es ihm gegönnt sei,

noch viele Jahre als Arzt in unserer Mitte zu weilen. Herrn Hilfslehrer Th. Hofmehl, Drogist, sei der beste Dank ausgesprochen. Auch dem Senior des Samaritervereins, dem Herrn Präsidenten, gebührt die Dankbarkeit, der mit Mustergültigkeit während des Kurses den Patienten markierte.

Denjenigen, die uns mit den Theaterstücklein erfreuten, sowohl wie allen Kurssteilnehmern und Freunden des Samariterwesens sei hier der beste Dank ausgesprochen.

Briefe eines Schweizerarztes

von Dr. Eduard Stierlin, Mitglied der Basler Balkanexpedition.

IV. Vor Monastir.

Unser Empfang durch die Sanitätsoffiziere der Moravadiivision war, nach serbischem Usus, herzlich und zuvorkommend. Von jetzt an begann für uns das Lagerleben. Wir übernachteten im Zelt. Die bisweilen recht spärlichen Mahlzeiten hatten alle Picknickform, nur ohne die Leckerbissen, die solche Anlässe zu würzen pflegen. Als wir eines Tages aus einer Büchse kondensierter Chamer Milch, die wir von Uesküb her noch aufgespart hatten, einen Kessel guter Milch herstellten, da herrschte im Zelt Freude und Jubel und man stieß auf das Wohl der vortrefflichen Schweiz an.

Unsere Stellung war die der Chirurgen auf dem Verbandplatz der Moravadiivision; unsere Gesellschaft bildeten vier serbische Aerzte durchaus friedlichen Charakters, denen vor dem Kriege gezückte Waffen und chirurgische Instrumente durchaus fern gelegen hatten. Ganz Serbien verfügt überhaupt nur über 310 Aerzte, 250 sind militärpflichtig, davon bloß 50 eigentliche aktive Militärärzte. Den meisten übrigen ging es wie unsern vier Zeltgenossen; sie mußten von heute auf morgen als Kriegschirurgen funktionieren. Wir waren natürlich gern bereit, ihnen diese Verantwortlichkeit abzunehmen. Ich darf indessen nicht unerwähnt lassen, daß auf den Verbandplätzen anderer Divisionen tüchtige serbische Chirurgen tätig waren.

Außer den serbischen Aerzten gehörte noch ein Pope zu unsern Zeltgenossen. Die Religion nimmt beim serbischen Volke eine eigenartige Stellung ein. Fromm im strengen

Sinne kann man den serbischen Bauer nicht nennen. Im täglichen Leben läßt er nicht viel von seinem Glauben wahrnehmen. Der Priester gilt bei ihm außer der Kirche nur so viel, als er sich durch menschliche Eigenschaften hervorzutun versteht. Der serbische Pope macht im allgemeinen einen guten, oft patriarchalischen Eindruck, was besonders auch von dem unsern galt. Körperlich kräftig und elastisch, zeigt er auch einen energischen, edeln Gesichtsausdruck. Ueberall, wo wir hinkamen, fand er zu der Bevölkerung eine innere Beziehung und unterhielt sich oft stundenlang mit einzelnen. Bei der Behandlung und beim Transport der Verwundeten war er stets hilfsbereit. Obwohl wir uns sprachlich nicht mit ihm verständlich machen konnten, so bleibt für uns doch die Erinnerung an diesen edlen Menschen eine der teuersten auf unserer so erlebnisreichen Reise.

Fast täglich wurde unser Lagerplatz um einige Kilometer südlich verschoben. Die Serben erwarteten eine letzte große Entscheidungsschlacht mit den Türken vor Monastir, zögerten aber noch einige Tage mit dem Angriff, wie wir später erfuhren, um das Eingreifen einer Kolonne der dritten Armee über Kitchewo zu sichern. Hier vorn, wo sich die entscheidenden Ereignisse abspielten, wußten wir über die Vorgänge in der Welt am wenigsten Bescheid. Seit Wochen hatte uns keine Zeitung mehr erreicht, von Briefen gar nicht zu reden. Die abenteuerlichsten Gerüchte kursierten und fanden Glauben, so: Adrianopel und

Konstantinopel seien von den Verbündeten erobert. Wir fanden bald, daß es das Sicherste sei, überhaupt keine Nachrichten mehr zu glauben.

Während der mehrtägigen Ruhezeit hatten wir Gelegenheit, Land und Leute etwas näher kennen zu lernen. Eines Nachmittags unternahmen wir mit einer Sanitätskolonne einen Ritt in die gebirgige Landschaft, durch die unsere Stellungen geschützt waren. Wir sollten mit den vordersten Truppenabteilungen in Fühlung kommen. Auf einem steilen, schmalen Bergpfad drangen wir langsam vor. In der Höhe stiegen dicke Rauchwolken auf von brennenden Arnautendörfern. Auf einer Wiese machten wir Rast. Da sahen wir auf dem gegenüberliegenden Abhang einige halbwüchsigige Burschen in zwei Häuser eindringen. Einige Minuten später stieg aus jedem derselben ein Rauchwölkchen auf, und bald war das Anwesen in eine gewaltige Rauchsäule verwandelt, aus der die Flammen gen Himmel schlugen. Auf dem Gebirgspfad kamen nun von oben schwer beladene Gestalten herab. Sie hatten alle möglichen Dinge aufgepackt: Waffen, bunte Kleidungsstücke, Kochgefäße usw. Es waren serbische Einwohner, welche ihre türkischen Nachbarn wohl erschlagen oder vertrieben und sich ihre Habseligkeiten angeeignet hatten.

Wir suchten mehrmals die Bevölkerung in ihrer Behausung auf.

Die Wohnungen dieser Leute sind außerordentlich armselig. Es sind niedrige, baufällige Steinhäuschen, in denen sie mit dem Vieh zusammen in dumpfen Räumen hausen. Als Fenster dienen kleine Luftlöcher, die nach oben führen und vergittert sind. Große, unvergitterte Fenster wären zu gefährlich im Hinblick auf die räuberischen Ueberfälle der Türken und Arnauten. Der erdige Fußboden bildet die Lagerstätte. Trotz den hygienisch so ungünstigen Verhältnissen, in denen die Leute leben, machen sie im allgemeinen einen gesunden Eindruck. Offenbar werden die Nachteile der ungesunden Wohnungen durch den vorwiegenden Aufenthalt der Leute im Freien kompensiert. Nach altpatriarchalischer Sitte leben sie familienweise zusammen bis zu vierzig und fünfzig in einem Anwesen. Der Familienälteste befehlt. Das Land, das sie bebauen, gehört dem Aga, dem türkischen Grundbesitzer, dessen einstöckiges, oft ordent-

lich gepflegtes Haus inmitten des armseligen Anwesens steht. Der Aga beansprucht die Hälfte bis zwei Drittel des Landertrages. Daraus lebt er in behaglicher Muße — zu vergleichen dem Verhältnis vieler Fabrikbesitzer in Kulturstaaten zu ihren Arbeitern. Wir möchten also die Beziehungen des macedonischen Bauern zu seinem Brotherrn nicht als unwürdige Sklaverei bezeichnen, wie es die serbischen Befreier allgemein zu tun pflegen, sondern als eine Art (allerdings nicht idealer) Organisation auf vertraglicher Basis. Was ihre soziale Stellung dagegen zu einer mehr oder weniger willkürlichen machte, war ihre Unsicherheit vor räuberischen Ueberfällen und Erpressungen durch Türken, und namentlich Arnauten, d. h. mohammedanischen Albanesen. Ein solcher Arnautenhäuptling kam z. B. eines Tages in ein christliches Dorf und verlangte von den Bauern einen gewissen Tribut, wofür er sich verpflichtete, das Dorf zu schützen. Diesem schönen Versprechen wurde die Drohung beigefügt, daß er im Falle der Weigerung sich den Tribut mit Gewalt holen werde. Bei solchen Anlässen kam es häufig zu blutigen Gewalttaten, die niemals gesetzlich geahndet wurden. In diesen Gegenden gilt überhaupt das Menschenleben sehr wenig.

Eines Abends spazierten wir bei Sonnenuntergang vor das Dorf, bei dem unser Lager stand. Wir trafen an einem Ziehbrunnen einige Frauen und Mädchen, die damit beschäftigt waren, ihre Krüge mit Wasser zu füllen. In ihren bunten Trachten hoben sie sich malerisch vom Abendhimmel ab. Der mich begleitende Offizier ließ sich mit ihnen in ein scherzendes Gespräch ein, wobei sie schalkhaft und schlagfertig antworteten. Als er ihnen den Vorschlag machte, sie am andern Tag zu photographieren, glaubten sie zuerst, er wolle sich über sie lustig machen. Sie hatten noch nie ein anderes Bild gesehen, als das ihres Schutzpatrons, und konnten es nicht begreifen, daß auch ein gewöhnlicher Mensch auf diese Weise aufs Papier gebannt werden könne. Als sie aber dann doch zu glauben anfangen, bedauerten sie, morgen nicht in ihren schönsten Kleidern erscheinen zu können, da sie dieselben tief in die Erde vergraben hätten, um sie vor den räuberischen Türken zu verstecken.

Am frühen Morgen des 17. November ertönten die ersten Kanonenschüsse. Sie waren

das Signal für den Beginn der Schlacht. Es galt die letzte große Entscheidung!

Im ganzen standen über 100,000 Serben mit 150 Geschützen kampfbereit.

Die Türken verfügten bei Monastir über 30,000 bis 40,000 Mann mit angeblich etwa 100 Geschützen. Da sie gute Positionen hatten, so war die Aufgabe der Serben nicht leicht. Erst nach dreitägigem erbittertem Kampf gelang es ihnen, Monastir zu nehmen. Den schwierigsten Stand hatte wohl die Donau-Division. Sie mußte unter dem Feuer der türkischen Batterien die deltaförmig verzweigte Tscherna reka, sowie ein mehrere Kilometer breites Sumpfland durchschreiten. Die Division richtete ihr ganzes Artilleriefeuer gegen die türkischen Batterien, die etwas vor der Stadt rechts ihre Stellung hatten. Wir sahen während des ganzen ersten Schlachttages und auch am folgenden einen wahren Hagel von Schrapnells sich auf jene türkischen Batterien ergießen. Unaufhörlich blitzte es jenseits der

Tscherna reka auf. Die Infanteristen rückten in Ketten vor, indem sie sich die Hand reichten, um nicht von der Strömung weggeschwemmt zu werden. Wenn einer, von feindlicher Kugel getroffen, fiel, so schloß sich die Kette sofort wieder. Nachts blieben die Leute in Stellung, in durchnässten Kleidern, auf sumpfigem Boden, ohne Nahrung. Es regnete und windete andauernd, und die Temperatur erreichte fast den Nullpunkt. Viele mußten so zwei Tage und zwei Nächte, unter Aufwand aller physischen Kräfte, ausharren. Die physische und moralische Widerstandskraft der serbischen Soldaten hat sich hier glänzend bewährt. Obwohl wir einen Teil der Schlacht von Monastir überblicken konnten, wird man von mir keine strategische Schilderung derselben erwarten. Ich werde mich deshalb auch hauptsächlich darauf beschränken, einige Eindrücke, die ich als Arzt während jener Tage empfing, mitzuteilen.

Was wir in der Milch schlucken.

Man spricht wohl oft von schlechter, dünner oder verfälschter Milch, aber zu wenig von ihrer Reinlichkeit. Immer noch dürfte einem weiteren Publikum zu wenig bekannt sein, wie viel Schmutz in diesem mit Recht so beliebten und geschätzten Nahrungsmittel zu finden ist.

Eine kräftige Illustration dazu liefert die Bekanntmachung der bernischen Direktion des Innern betreffend Milchverunreinigungen, die wir hier im Abdruck folgen lassen, in der Meinung, daß die darin erwähnten Mißstände nicht nur im Kanton Bern, sondern im ganzen Vaterland und darüber hinaus zu finden werden.

Seit geraumer Zeit wird bei der Untersuchung der amtlich erhobenen Milchproben im Laboratorium des Kantons-Chemikers auch den von bloßem Auge sichtbaren Verunreinigungen eine erhöhte Aufmerksamkeit geschenkt. Dabei hat sich die bedauerliche Tatsache herausgestellt, daß weitaus in den meisten

Fällen die in den Verkehr gebrachte Milch teils in erheblichem, teils in geringerem Maße durch Schmutzteilchen verunreinigt ist und demnach auch den bescheidensten Ansprüchen an Appetitlichkeit nicht genügt. Nur ganz ausnahmsweise haben wir Milchproben gefunden, die nach kurzem Stehen keinen Bodensatz gaben; vielmehr war meistens schon, nachdem die Milchflaschen (à $\frac{1}{2}$ Liter Inhalt) während 15 Minuten gestanden hatten, eine deutlich erkennbare, mehr oder weniger dunkle Schmutzschicht zu beobachten.

Wenn diese Verunreinigung trotzdem nur selten zu Reklamationen seitens der Konsumenten Anlaß gegeben hat, so liegt der Grund hauptsächlich darin, daß die Milch in den Haushaltungen fast ausnahmslos in undurchsichtigen Gefäßen aufbewahrt wird und sich deshalb der rasch zu Boden sinkende Schmutz für gewöhnlich der Beobachtung entzieht.

Wie sich durch mikroskopische Untersuchung zeigen läßt, besteht der Milchschmutz neben